

Das Ende der asiatischen Jahre

Drei Tage in Peking

Aus dem Wasser wächst eine Lotusblüte. China! China! China! Noch einmal Peking. Über die Kopfhörer dringen die Klänge einer Guzhen an mein Ohr. Die Sinne verwirren sich. Das Ende der asiatischen Jahre.

Flug SQ 822 von Singapur nach Peking. 16. Mai 2008. Zwiespältige Gefühle. In 3 Monaten beginnen die Olympischen Spiele, aber vor 4 Tagen bebte die Erde. Erinnerungen an das Jahr 1976, als ein Erdbeben den Höhepunkt eines Unglücksjahres markierte, in dem Mao Tse Tong starb. Und nun 2008. Erst die Schneekatastrophe und nun Bilder des Entsetzens aus Sichuan. Zehntausende von Toten. Verzweiflung. Tränen. 88 Tage vor Beginn der Spiele am 8.8. Und dann Tibet. China am Pranger. Die Welt ist wütend. China ist wütend. Wut und Trauer im Frühling 2008 in einem Land, das eigentlich seine neue Offenheit präsentieren wollte.

So ist China. Unberechenbar. Aber wenn es einen erst einmal gefangen hat, gibt es kein Entrinnen mehr. Hässliches und Schönes, Aggressives und Graziöses, Anziehendes und Abstoßendes, alles liegt hier so nah beieinander und vermischt sich. Wenn man sich auf all dies einlässt, gibt man irgendwann bald willenlos der Versuchung nach.

Von 1992 bis 1998 habe ich in der chinesischen Hauptstadt gelebt, bevor ich ins tropische Singapur gelangte. Seit 22 Jahren arbeite ich nun als deutscher Lehrer in asiatischen Ländern. Nun kehre ich noch einmal nach Peking zurück, denn in wenigen Wochen findet meine Odyssee durch Asien ein Ende. Magisch zieht mich China noch einmal an, kehre ich für ein paar Tage zurück an den Ort, an dem ich meine Frau kennenlernte und an dem meine Tochter geboren wurde.

Während ich an meinem Rotwein nippe und die Stewardessen der Singapore Airlines mit ihrem Lächeln, das ständige Anteilnahme suggeriert, das Abendessen vorbereiten, überlege ich mir, warum ich noch einmal nach Peking fliegen musste, unbedingt. Warum nur? Sicherlich, da ist dieses Projekt mit meinem Freund Volker. Ich will mich auf die Spuren der Deutschen begeben, die vor 100 Jahren durch die Straßen Pekings zogen, Deutsche und andere Langnasen, die den Chinesen eine Lektion erteilen sollten. Das war die Diktion von Wilhelm II. Aber selbst die Krieger dieser internationalen Allianz, die von einem Deutschen angeführt wurde, konnten sich in ihrer kolonialen Herrenmenschenattitüde der Faszination dieser Kultur nicht verschließen. Und ich will diesen Deutschen auf dieser Kurzreise noch einmal nachspüren, ihnen und den Schauplätzen der Niederschlagung des Boxeraufstandes, der zu Beginn eines häufig genug dunklen Jahrhunderts bereits eine Vorahnung von den zu erwartenden Schrecknissen der kommenden Jahrzehnte deutlich werden ließ.

Gesang auf einem Fischerboot bei Sonnenuntergang. Sehnsucht nach dem alten China. Suche nach der Seele einer großen Kultur. Ein sechsstündiger Flug, ein großer Sprung von der schwülheißen südostasiatischen Finanzmetropole Singapur in ein frühsommerliches stolzes Peking, das sich auf die Olympischen Spiele vorbereitet. Peking, eine Stadt, hinter

deren grauen Mauern sich Kultur und Geschichte verstecken, und deren Bewohner verächtlich auf die kulturlosen Metropolen Shanghai, Hongkong und Singapur herabschauen. Ich freue mich auf die noch verbliebenen Hutongs, deren Labyrinth ich früher mit dem Fahrrad durchkämmte, ich freue mich auf den Ritan-Park, wo ich meine gerade geborene Tochter Svenja vor zehn Jahren mit dem Kinderwagen an den Tai Chi praktizierenden Senioren vorbeischoob, ich freue mich auf die Pagoden an den von Weiden gesäumten Kanälen der Stadt. Ich freue mich auf eine Stadt, die mein Leben verändert hat, es ist die Stadt, in der eine Chinesin meine Frau wurde, es ist die Stadt, in der ich niemals aufgehört habe zu staunen, es ist die Stadt, die mich nie mehr loslassen wird. Niemals war mir das mehr bewusst als jetzt, da ich kurz vor meiner Rückkehr nach Deutschland stehe.

„Deutscher nach 114 Stunden aus den Trümmern in Sichuan gerettet.“ Ich befinde mich im Wohnzimmer der Familie Landwehr im Sanlitun in Peking. Das Wohnzimmer ist zu einem Büro umfunktioniert - hier sitzt Andreas Landwehr, der mit seiner Familie seit 14 Jahren in Peking wohnt, für die Deutsche Presseagentur arbeitet und in den letzten Wochen Schwerstarbeit verrichten muss. Morgens hat er die neuesten Meldungen über den Besuch des Dalai Lama in Deutschland ausgewertet, nun gibt er nach einem kurzen Duschbad die Nachricht, die er gerade von der chinesischen Nachrichtenagentur Xinhua erhalten hat, nach Deutschland weiter, die Nachricht, über das wundersame Überleben eines Deutschen in Beishan, die sich später als Falschmeldung entpuppt. „Einzelheiten wurden zunächst nicht bekannt gegeben.“ Schneechaos, Tibet, Erdbeben und die bevorstehenden Olympischen Spiele lassen ihn nicht zu Ruhe kommen.

Ich bin gestern Abend in der chinesischen Hauptstadt gelandet - auf dem vor wenigen Wochen neu eröffneten Flughafen, der in wenigen Monaten die Gäste aus aller Welt begrüßen wird - eine hypermoderne Architektur, eine sensationelle Visitenkarte des modernen China, ein Gebäude, das Respekt, Staunen und ein wenig Beklemmung auslöst. Meine frühere Kollegin Antje Schmedemann, die an der Deutschen Botschaftsschule als Oberstufenleiterin arbeitet, hat mich abgeholt und mit ihrem Beijing Jeep, einem praktischen, einfachen, billigen kastenförmigen Fahrzeug, dessen Kofferraum man bei früheren Modellen noch mit einem Vorhängeschloss verriegelte. So schaukelten wir nach Mitternacht über den Expressway Richtung Botschaftsviertel, dem Sanlitun, wo die Familie in der Nachbarschaft der Landwehrs eine schöne Wohnung mit hohen Räumen und sehr viel Charme bewohnt. Bei geöffnetem Fenster war ich gegen 2 Uhr nachts bei nur langsam verebbendem Verkehrsrauschen des dritten Ringes in einen tiefen Schlaf gefallen.

17. Mai 2008. Peking zeigt sich heute zunächst noch nicht von der Sonnenseite, schmieriges, regnerisches Schmuttelwetter. Ich bin vor dem feuchten Grau in das Cafe Bookworm geflüchtet, neben mir liegen Bücher über den Boxeraufstand. Neben dem Laptop steht eine Tasse Cappucino. Im Nachbarraum werden von Mitarbeitern des Cafes Kisten für die Erdbebenhilfe Sichuan zusammengestellt. Schon gestern während des Fluges habe ich versucht, mich mit Hilfe eines Buches über den Kolonialkrieg in China und der Fotos in das Peking des Jahres 1900 zu versetzen. Jetzt sitze ich in diesem Cafe, das mir meine Frau empfohlen hat, und warte auf Wetterbesserung, schaue wieder in die Bücher hinein, sehe auf zeitgenössischen Fotos, wie deutsche Soldaten schamlos auf dem Thron im Kaiserpalast posieren, sehe die Arroganz in den Gesichtern der Kolonialherren. Wie denken

die Ausländer hier in diesem Cafe über die Chinesen? Ist die koloniale Arroganz und Überheblichkeit wirklich gewichen? Manchmal zweifelt man daran.

Ich erinnere mich an eine Veranstaltung in der deutschen Botschaft vor vielen Jahren, als man geballt in zwei Stunden alle Filmbereiche über China für Nachrichten- und Magazinsendungen der öffentlich-rechtlichen Fernsehanstalten der vergangenen Wochen am Stück sich anschauen konnte. Das, was dem deutschen Fernsehzuschauer hier zugemutet wurde, war demaskierend. Die „flott“ aufgemachten Berichte - beispielsweise über die als merkwürdig empfundene Mode der Chinesinnen sich ihre Mandelaugen zu vergrößern, um sich ein westliches Aussehen zu verschaffen - endeten immer mit einem ironisch-witzig gemeinten Kommentar. In der schnellen Aufeinanderfolge der Berichte wurde auf erschütternde Weise deutlich, mit welcher Überheblichkeit wir immer noch auf China schauen - und dabei gar nicht merken, dass zur gleichen Zeit chinesische Touristen in Deutschland bereits heute den Stillstand, die museale Pflege unserer Kulturgüter, folkloristische Engstirnigkeit, kurz die fortschreitende Rückständigkeit Deutschlands auf einer Reihe von Gebieten mit einer gewissen Sentimentalität auf ihren Fotos festhalten und damit das koloniale Schema quasi umkehren, wie Mark Siemons treffend in einem Essay der Frankfurter Allgemeinen Zeitung 2004 bemerkte.

Jianguo Hotel. Ich sitze bei einer Tasse Kaffee in der Lobby des in markantem Gelb getünchten Hotels, in dem ich 1992 meine ersten drei Wochen hier in Peking verbracht habe, bevor ich in meine Wohnung im Qi Jia Yuan nahe des Freundschaftsladens umgezogen bin. Hier hatte ich auch eines meiner ersten Rendezvous mit meiner späteren Frau Liu Yun. Das Hotel liegt zentral an der West-Ost-Achse, der Changan, die direkt zum Platz des Himmlischen Friedens führt. Es hat einen unvergleichlichen Charme und hier in der Lobby mit Blick auf den Steingarten, die Wasserspiele und Charlies Bar werden Erinnerungen wach... Die etwas in die Jahre gekommenen Wohnanlagen für Ausländer, Qi Jia Yuan und Jianguomen, liegen ganz in der Nähe. Im Norden schließen sich zahlreiche Botschaften an, viele mit riesigen Gärten. Oft sind wir hier spazieren gegangen. Die mit dichten Laubbäumen gesäumten Alleen dieses Viertels spenden in den heißen Sommern viel Schatten. Noch ein Stück weiter nördlich gelangt man schließlich in den Ritan-Park.

Schon im 16. Jahrhundert in der Mingzeit wurde der Altar des Sonnengottes dort errichtet, wo sich seit den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts eine öffentliche Gartenanlage befindet: der Ritan-Park. Auch hier wandele ich auf den Spuren meiner ganz persönlichen Vergangenheit. In diesem Park haben wir am Abend meiner Hochzeit gemeinsam zu Abend gegessen, zuvor hatten Liu Yun und ich das kleine Restaurant in der Nordwest-Ecke des Parks immer wieder aufgesucht. Das Personal konnte die Entwicklung unserer Beziehung verfolgen. Hier überreichte ich meiner zukünftigen Frau den Verlobungsring, hier hatten wir unseren ersten Streit, und hier waren wir eben auch am Abend unserer Hochzeit mit den engsten Verwandten zusammen. Und als ein knappes Jahr später unsere Tochter Svenja geboren wurde, schoben wir das gerade wenige Wochen alte Tigermädchen durch den Park, regelmäßig von der Parkwächterin dafür gescholten, dass wir ein so junges Baby bereits so frühzeitig in der frischen Luft herumkutschierten. Nach chinesischem Brauch sollte man die ersten 100 Tage nämlich verstreichen lassen, bevor man mit seinem Kind die eigenen vier Wände verlässt. In dem Park sitzen auch heute die alten Männer beisammen, spielen Karten oder chinesisches Schach, schreien, schimpfen und lachen.

Peking einen Tag später. Es ist der 18. Mai 2008. Jetzt ist das Wetter so, wie man sich die chinesische Hauptstadt an einem Maitag vorstellt. Blauer Himmel, Windböen, die die Alleebäume an den Hauptstraßen zum Rauschen bringen und Staub aufwirbeln. Ich radele durch den Chaoyang-Distrikt und dann an der Changan entlang dem Peking-Hotel entgegen, wo ich einen Kollegen treffe, der wie ich seit 20 Jahren in Asien an deutschen Schulen Geschichte unterrichtet: Andreas Huber. Von Bangkok kommend ist er nun seit 9 Jahren in Peking und hat ein besonderes Faible für die Geschichte des Reichs der Mitte. Wir treffen uns vor dem Hotel, das selbst Teil dieser Geschichte war und wie der Peking-Club mitten im Gesandtschaftsviertel lag. Wir wollen uns heute auf die Spurensuche der Ereignisse des Boxeraufstandes machen. Nachdem ich mein Zweirad für eine Tagesgebühr von umgerechnet 5 Cent auf einem bewachten Fahrradparkplatz in der Wangfujing verstaute habe, wandern wir zunächst am Südtor der Verbotenen Stadt vorbei, über dem immer noch Mao Tse Tong zu sehen ist, der auf den Platz des Himmlischen Friedens blickt, den wohl größten Platz der Welt. Wir diskutieren seine Rolle in der chinesischen Geschichte und ich empfinde aufs Neue, wie verloren sich ein Einzelner auf der Weite des Platzes fühlt, der von Kaiserpalast, Mao-Mausoleum, Geschichts- und Revolutionsmuseum und der Großen Halle des Volkes eingerahmt wird und wie kaum ein anderer Ort in China das Auf und Ab seiner Geschichte dokumentiert.

Ich muss an Eva Siao denken, die charismatische Journalistin und Fotografin, die die Bauarbeiten an diesem Platz in den fünfziger Jahren in beeindruckenden Schwarzweißfotos festgehalten hat. Eva Siao, die als Eva Sandberg 1911 in Breslau geboren wurde und später den chinesischen Schriftsteller Emi Siao, einen Schulfreund Maos, heiratete und als eine der wenigen europäischen Augenzeugen der chinesischen Revolution und der Aufbaujahre gilt, hatte ich in meinen Pekingern Jahren in die Deutsche Schule eingeladen, wo sie meinen Literaturkreisteilnehmern aus ihrem bewegten Leben berichtete. Ihre Autobiographie „China. Mein Traum, mein Leben“ habe ich mit Begeisterung verschlungen. Wir hatten uns damals angefreundet und ich habe die alte Dame noch zweimal in ihrer Wohnung in der Fuxingmenwai Dajie besucht, die ihr die chinesische Regierung seit ihrer Rehabilitierung nach den Wirren der Kulturrevolution zur Verfügung gestellt hatte. Ihre eigenwillige und sicherlich nicht unumstrittene Deutung wichtiger Etappen der chinesischen Geschichte, die sie selbst ein Stück weit geprägt hat, hatten mich damals in ihren Bann gezogen. Wenige Tage nach ihrem 90. Geburtstag ist Eva Siao im Jahre 2001 gestorben.

Andreas und ich haben den Sun-Yat-sen-Park westlich der Verbotenen Stadt erreicht und blicken direkt auf den aus weißem Marmor errichteten Torbogen, den die chinesische Regierung einst für den deutschen Gesandten Klemens von Ketteler errichten musste - und zwar genau an der Stelle, an dem der Deutsche ermordet worden war. Die Inschrift wurde den Chinesen ebenfalls diktiert. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde das Mahnmal abgebaut und hier in dieser Gartenanlage, übrigens dem ersten öffentlichen Park Pekings, wieder errichtet, zunächst mit der Inschrift „Die Gerechtigkeit siegt“ und dann mit den Worten „Bewahrt den Frieden“ versehen. Die Umstände des Todes Kettelers sind bis heute nicht ganz geklärt und werden später noch thematisiert werden. In der Nähe des Torbogens entdecken wir eine Tafel, die auf das „Klinder Monument“ hinweist und darauf, dass „Klinder“ alias Ketteler „von der Qing-Armee getötet“ worden sei.

Unser nächstes Ziel ist klar: der Platz, an dem Ketteler die tödlichen Kugeln getroffen haben. Ketteler hatte sich - eigenwillig und tollkühn - am 20. Juni 1900 mit seinem

Dolmetscher auf den Weg zum Außenministerium, dem Zongli Yamen, gemacht, als er auf der Hatamenstraße, der heutigen nördlichen Dongdanstraße, nur wenige hundert Meter von seinem Ziel entfernt, in seiner Sänfte aus nächster Nähe erschossen wurde. An dem Platz selbst, an dem einst der Marmortorbogen stand, erinnert heute nichts mehr an die Geschehnisse von damals. Wir begeben uns dann aber in den Xizongbu-Hutong, wo sich immer noch der Eingang zum Zongli Yamen befindet. Seit 2003 ist hier eine Gedenktafel angebracht, die auf die Bedeutung des mittlerweile auf charmant-morbide Weise verfallenden Gebäudes erinnert, inmitten eines der noch wenigen verbliebenen Hutongs.

Zurück auf der Dongdanstraße holt mich die eigene Vergangenheit ein. Hier, wo Ketteler im Juni 1900 starb, wurde knapp 100 Jahre später, im März 1998, meine Tochter Svenja geboren. In Blickweite des Tatorts befindet sich das „Peking Union Medical College“, finanziert mit Mitteln, die die Amerikaner ursprünglich mit den anderen Mächten aus China nach dem Boxeraufstand herausgepresst hatten. Das renommierte Krankenhaus weckt Erinnerungen an eine dramatische Märznacht. Gegen halb vier wachte meine Frau in unserem Domizil im Jianguomenwai auf, sie verlor größere Mengen von Fruchtwasser, das Bettlaken war durchnässt. Der eigentliche Geburtstermin war erst fünf Wochen später vorhergesagt. Sie weckte mich und ich war völlig verstört - und konfus. Ich weiß bis heute nicht, ob es mir noch gelang zwei Socken und zwei Schuhe anzuziehen, ich war aufgeregt, dachte, das Baby stirbt. Ich trug meine Frau ins Auto und raste zur Dongdan. Das Krankenhaus war dunkel. Die Tore waren geschlossen. Kein Hinweis auf eine Notaufnahme. Ich war verzweifelt. Draußen wehte ein eiskalter Wind, der Winter hatte Peking noch voll im Griff. Bald bemerkte ich, dass die Tore durch den Sturm zugeschlagen waren. Ich öffnete sie, fuhr am Gebäude entlang, hielt vor einem der Eingänge, klingelte Sturm und hämmerte gegen die Tür. Nichts tat sich zunächst. Dann Licht. Ein älterer Chinese öffnete schläfrig die Tür und schaute mich verdutzt an. Ich rüttelte ihn, schrie „Baby! Baby!“ Meine Frau lag unterdessen auf dem Rücksitz und wimmerte. Schließlich tauchte ein Arzt auf, meine Frau wurde auf eine Trage verfrachtet und auf eine Station gefahren, auf deren Gang auf Rollbetten zahlreiche Chinesinnen lagen, die ebenfalls wimmerten. Als sie mich, einen Mann, und dazu einen Ausländer, erblickten, wurde es auf einen Schlag ganz still. Der Arzt beruhigte mich, sagte mir, alles sei in Ordnung. Das bestätigte mir auch mein Bruder, ebenfalls ein Arzt, per Telefon, der mir bereits zu meiner baldigen Vaterschaft gratulierte und mir erklärte, dass wohl die Fruchtblase geplatzt und im Übrigen alles im Lot sei. Nun ja, es wurde eine schwierige Geburt, aber nach über 10 Stunden war es soweit - die kleine Svenja erblickte - assistiert von Hebammen, die eine eigentümliche Mischung aus resoluten Volksbefreiungsarmee-soldatinnen und gütigen und herzlichen Schwestern darstellten - das Licht der Welt. Und nur kurze Zeit später hatte unsere junge Familie ein erstes gemeinsames Abendessen, meine Tochter wurde von meiner Frau gestillt und ich hatte von der gegenüberliegenden Seite der Dongdan einen Stapel mit Schaumstoffboxen organisiert, die die unterschiedlichsten chinesischen Köstlichkeiten enthielten. Den Angestellten in dem kleinen Restaurant erzählte ich - während ich auf das Essen wartete - ungefragt unzählige Mal, dass ich gerade Vater geworden sei und Freudentränen rannen mir dabei die Wangen hinunter.

Zurück in den Mai 2008. Ich sitze mit Andreas Huber nach einem Rundgang über das Krankenhausesgelände in einem der Restaurants auf der anderen Seite der alten Hatamenstraße, vielleicht sogar in dem, in dem ich damals als der vor Glück fassungslose

Vater meinen eigentümlichen Auftritt hatte. Wir essen Gongbaojiding, gewürfeltes Hähnchenfleisch mit Nüssen und viel Chili, und scharfes Tofu und trinken dazu Yanjing-Bier. Der Boxeraufstand ist sehr präsent. Die Besichtigung der originalen Schauplätze lässt die Ereignisse näher an uns heranrücken.

Kurze Zeit später nehmen wir Abschied, ich schwing mich auf mein Fahrrad und versuche gegen die immer stärker werdenden Böen, die mir Staub in die Augen wirbeln, noch ein weiteres Ziel anzusteuern. Es ist das ehemalige Haus 2 der Deutschen Botschaft, das vor 1990 die Botschaft der DDR in China beherbergte. In diesem Haus wurden meine Frau und ich auf den Tag genau vor 11 Jahren getraut - von dem deutschen Pastor Dürr und seiner chinesischen Frau He Lei. Im Garten der Botschaft fand dann unsere Hochzeitsfeier statt. Nun stehe ich vor dem Tor des damaligen Geschehens, die Gedanken wandern zurück. Heute residiert in diesem Gebäude der Botschafter von Sambia. Ich rufe meine Frau in Singapur an, die Erinnerungen an damals werden wieder lebendig. In einem „Hochzeitsstudio“ war meine Frau vor der Trauung frisiert, geschminkt und eingekleidet worden. Dabei nahmen es die Angestellten sehr genau, sodass wir zu unserer eigenen Trauung ungefähr 15 Minuten zu spät kamen. Pfarrer Dürr, preußischen Tugenden wie Pünktlichkeit und Verlässlichkeit sehr zugetan, kommentierte unser verspätetes Eintreffen vergleichsweise gnädig und die Hochzeitszeremonie konnte im Blumenregen meiner Schüler doch noch seinen Lauf nehmen. Das Studio befand sich übrigens in der Dongdan, ebenfalls in Sichtweite des zuvor geschilderten Geschehens. So wird die Dongdan zu einem Ort, an dem sich die „große“ und die persönliche Historie kreuzen.

Und so kehren meine Gedanken zurück zu den Ereignissen des Junis 1900. Fragen über Fragen gehen mir durch den Kopf: Warum setzte Ketteler damals auf so tollkühne Weise sein Leben aufs Spiel? Wer war dieser Mann überhaupt und welche Motive hatten die acht Mächte bei ihrem rücksichtslosen Vorgehen? Mein Freund und Kollege Dr. Volker Schult wird sich im Folgenden ausführlich mit all diesen Aspekten auf ebenso historische wie kriminalistische auseinandersetzen.

(Bernhard Siever)

Als ein Deutscher in Peking herrschte

Vorspiel: Die zweite Ermordung des Gesandten

Eine unverkennbare Spannung liegt an diesem Sommernachmittag des 13. Juni 1900 in der Luft. Da brechen wie aus heiterem Himmel Gruppen von bewaffneten Boxern durch das in der Nähe des östlichen Teils des Gesandtschaftsviertels gelegene Ha Ta-Tor in die Tartarenstadt ein, schlagen und stechen wahllos um sich, plündern Häuser und Läden. Von panischem Schrecken ergriffen, rennen die Menschen so schnell sie können, um der Raserei zu entkommen. Dann liegen die Straßen plötzlich wieder still und verlassen da.

Dafür kann man in der Ferne neuen Lärm vernehmen. Schon bald lodern im Osten und Nordosten Flammen in den Himmel und ein schauriges Gemisch von Schreien und vom Krachen der Dachbalken und des Mauerwerks dringt zu den sich im Gesandtschaftsviertel drängenden Menschen herüber.

Peking und die nordöstlichen Provinzen des Kaiserreichs der Mitte befinden sich in Aufruhr. Um sich dem immer weiteren Vordringen der westlichen Mächte in China entgegenzustellen, hat sich die Geheimgesellschaft der Boxer gegründet, die immer größeren Zulauf erhält. Schon bald kommt es zu gewalttätigen Auseinandersetzungen, von denen auch die ausländischen Gesandtschaften in Peking betroffen sind.

In der Hauptstadt des Reichs der Mitte leben um die Jahrhundertwende bereits ungefähr eine Million Menschen. Die Stadt besteht aus einer Nord- und einer Südstadt, die so genannte Tartaren- und Chinesenstadt. Die Nordstadt bildet ein Quadrat von 9 km Seitenlänge, während die Südstadt ein Rechteck von 9 und 6 km Seitenlänge darstellt. Eine mächtige Mauer mit befestigten Toren und Türmen umgibt Peking. Auch die beiden Stadtteile sind durch eine Mauer getrennt, die 16 m hoch und an der Basis 20 m breit, nach oben hin aber immer noch 12 m breit ist. Drei mächtige Tore ermöglichen den Waren- und Personenverkehr. Innerhalb der Nordstadt befindet sich die Kaiserliche Stadt. Sie umfasst ein Fünftel ihrer Fläche und ist von einer hohen Backsteinmauer umschlossen. Hier liegen die Regierungsgebäude und die Residenzen der höchsten Mandarine. Im Herzen der Kaiserstadt, wiederum durch Mauern vom übrigen Teil getrennt, befindet sich die Verbotene Stadt, die den kaiserlichen Wohnsitz beherbergt.

Das Gesandtschaftsviertel in der Nordstadt, ein Häuserkomplex mit Straßen und Gärten, der durch einen von Norden nach Süden fließenden Kanal in ungefähr zwei gleiche Teile getrennt, umfasst ein Gebiet von etwa 12 km². Die südliche Grenze des Viertels verläuft an der Mauer zwischen der Nord- und Südstadt. Im Norden wird es durch die rosafarbene und mit gelben Ziegeln gekrönte Mauer der Kaiserlichen Stadt begrenzt. Das Zongli Yamen, das chinesische Außenministerium, liegt im Osten und im Westen schließt sich ein chinesisches Wohnviertel an.

An der breiten, staubigen mit schütterten Alleebäumen bestandenen Gesandtschaftsstraße befinden sich die holländische, die amerikanische, die deutsche, die russische, die spanische, die japanische, die französische und die italienische Gesandtschaft. Die britische und die österreichische bilden den nördlichen Abschluss. Die Enge ist nur dadurch gelindert, dass jede der elf Gesandtschaften über weitläufige Garten- und Parkanlagen verfügt, in denen die Häuser der einzelnen Gesandtschaftsmitglieder verstreut liegen. In dieser diplomatischen Enklave mit ihrer Mauereinfriedung und streng gehüteten Isolation haben sich verschiedene Unternehmen und Konzerne angesiedelt, die Hongkong und Shanghai Bank, die russisch-chinesische Bank, die Büros von Jardine Matheson und die zwei Läden von Imbeck und Kierulff, Watson's Drugstore, das Peking-Hotel und der Peking-Klub.

Die deutsche Gesandtschaft liegt direkt unter der gewaltigen Mauer der Tartarenstadt. Sie besteht aus einer Ansammlung zahlreicher niedriger und einiger mehrstöckiger Gebäude. Alle Bauten versuchen den deutschen mit dem chinesischen Baustil zu vereinen. So hat man die Dächer nach den Vorbildern der chinesischen gestaltet, was steinerne Löwen und Hunde an den Ecken und den Firsten zur Vertreibung der bösen Geister einschließt. Auf der

anderen Seite will man nach Art des deutschen Kaiserreichs prunken und protzen. Deshalb sind die Hauptrepräsentationsgebäude wie kaiserliche Realschulen aufgeführt. Insgesamt gesehen stimmen aber die Proportionen nicht, manche Gebäude wirken überdimensioniert, andere eher zu klein. Das Haupthaus enthält neben den Arbeitsräumen des Gesandten einen Empfangssaal, der sich in seinen Ausmaßen mit dem Thronsaal des Sohns des Himmels messen lassen kann. Man erfreut sich modernster Technik. So sichert ein Elektrizitätswerk der Firma Siemens und Halske die Versorgung mit Licht und Telegraphen die Kommunikation in die Metropolen des fernen Europa.

Jedoch wird am besagten 13. Juni auch die letzte Telegraphenlinie endgültig zerstört, sodass es fortan keinerlei Nachrichtenverbindung mehr gibt, die etwas über das Schicksal der Ausländer in Peking nach außen hätte tragen können. Aus der internationalen Gerüchteküche gelangt bald die Meldung in Umlauf, dass Gesandtschaftsviertel sei gestürmt und der deutsche Gesandte von Ketteler dabei ums Leben gekommen. Als diese Meldung Kaiser Wilhelm am 18. Juni erreicht, ist für ihn die Stunde zum energischen Eingreifen gekommen. Schon am nächsten Tag telegraphiert er an Bernhard von Bülow, seinem Staatssekretär im Auswärtigen Amt, und fordert Rache. Dann erfolgt die grausige Ankündigung: „Peking muß rasiert werde.“ Doch die Erklärung, dass er seinen Gesandten rächen wolle, ist in doppelter Hinsicht eine Farce. Zum einen dient der Vorfall nur als Vorwand zur schon länger geplanten militärischen Intervention und zum anderen erfreut sich Seiner Majestät Gesandter zu diesem Zeitpunkt noch bester Gesundheit. Man ist einer Falschmeldung aufgesessen.

Seit nunmehr über eine Woche sind die Gesandtschaften von der Außenwelt abgeschnitten. Die Tage und Nächte gehen langsam dahin als am 19. Juni völlig unerwartet von niederen Beamten zwölf große, scharlachrote Briefe aus dem Zongli Yamen den elf Gesandten überbracht werden. Sie enthalten ein Ultimatum. Alle Ausländer in Peking werden aufgefordert unter dem Schutz Chinas bis 16 Uhr des folgenden Tages die Stadt zu verlassen, da die chinesische Regierung ihre Sicherheit nicht mehr gewährleisten könne. Nach Eingang des Ultimatums schicken die ausländischen Gesandten gegen Mitternacht eine Note an das Zongli Yamen, um mehr Zeit für einen solchen Abzug zu gewinnen und die Frage des Geleitschutzes zu klären.

Da das Wüten der Boxer immer bedrohlichere Züge annimmt, findet das Ultimatum in den Reihen der Betroffenen grundsätzliche Zustimmung. Am Abend aber sitzt Clemens von Ketteler, Gesandter Seiner Majestät Kaiser Wilhelms II., noch lange mit seinem Dolmetscher Heinrich Cordes im Garten der Gesandtschaft und diskutiert die Lage. Eine Photographie aus jener Zeit zeigt ein „fröhliches, eher gefühlsbetontes Gesicht, mit großen, freundlich lächelnden Augen. Der Mittelscheitel und der Schnauzbart verdecken im Grunde nicht den Mangel an martialischem Wesen, das sie entsprechend dem Vorbild seines kaiserlichen Herrn vortäuschen sollte.“

Der Mittwoch des 20. Juni 1900 wird einer dieser heißen, unerträglich heißen Sommertage in Peking werden. Die Luft flimmert, in den staubigen Straßen stinkt es nach Unrat und der Geruch von noch schwelenden, niedergebrannten, halbzerstörten Häusern sticht in die Nase. Um 9.00 Uhr geht Ketteler zu Cordes und weißt ihn an, zwei Sänften vorzubereiten und in 20 Minuten vor der französischen Gesandtschaft auf ihn zu zusammen mit einer bewaffneten Eskorte zu warten. Er selbst nimmt an der Besprechung der Gesandten in der

französischen Vertretung teil. Da eine Antwort auf die Note an das Zongli Yamen ausgeblieben ist, zeigt sich Ketteler entschlossen, eine Entscheidung im Alleingang zu erzwingen. Er erklärt: „Ich werde hingehen und dort sitzen bleiben, bis sie kommen, und wenn ich die ganze Nacht durch dort sitzen müsste.“ Als von Ketteler die Besprechung der Gesandten verlässt, wirkt er allerdings nervös. Um 9.30 Uhr eilte er zu den wartenden Sänften, die ihn zu dem etwas mehr als eineinhalb Kilometer entfernten Zongli Yamen bringen sollen. Um die chinesische Bevölkerung nicht unnötig zu provozieren, entschließt er sich, auf die bereits wartende Eskorte zu verzichten. Ketteler besteigt seine Sänfte unbewaffnet, jedenfalls kann Cordes den Revolver, den Ketteler ansonsten um die Schulter gehalfert trägt, nicht sehen. Deshalb lässt auch Cordes seine Winchester zurück. Auf Befehl des Gesandten bleiben außerdem die Vorhänge der Sänfte geöffnet, damit er seine Umgebung im Blick behalten kann.

In der vorderen nimmt er mit Buch und Zigarre Platz, in der hinteren sein Dolmetscher Cordes, der zum Augenzeugen der folgenden dramatischen Ereignisse werden sollte. Die amtlichen, mit grünem und rotem Verdeck versehenen Sänften, begleitet von zwei livrierten chinesischen Reitknechten, machen sich auf den Weg. In den Straßen ist es ungewöhnlich ruhig, die übliche sich drängelnde, laute Menschenmenge verschwunden. Als die Sänften in die zentrale Hatamen-Straße einbiegen und den Dongdan-Torbogen passieren, überschlagen sich an der nächsten Straßenkreuzung die Ereignisse.

„Links neben der Sänfte, welche soeben die Polizeistation nördlich des genannten Pailou [Torbogen] passiert hatte, stand wie aus der Erde gewachsen ein Bannersoldat (augenscheinlich Mandschu) in voller Uniform, Mütze mit 6. Rangknopf und blauer Feder, in Anschlagstellung, die Gewehrmündung kaum einen Meter von dem Seitenfenster der Sänfte entfernt, genau da, wo sich der Kopf des Herrn v. Ketteler befinden musste - mit dem Gewehr der Bewegung folgend. [...] Ich rief entsetzt *Halt!* In demselben Augenblick krachte der Schuss des Bannersoldaten vor mir. Die Sänften wurden hingeworfen - ich sprang auf und erhielt in diesem Moment einen Schuss von links hinten, der den oberen Teil meines linken Oberschenkels und den Unterleib durchbohrte. Der Schuss war wahrscheinlich, ebenso wie bei Herrn v. Ketteler, auf meinen Kopf gezielt gewesen, aber durch das Hinwerfen der Sänfte und mein Aufspringen deplaziert worden.“

Schwer verletzt gelingt es Cordes, sich zu einer amerikanischen Missionsstation zu schleppen, wo er in Folge des Blutverlusts zusammenbricht. Mit Gewissheit kann Cordes den Tod des Gesandten nicht bestätigen. Dies erfolgt erst durch den Bericht des Reitknechts Liu Yucheng, der nach dem Lärm der Schüsse zurückschaute und sieht, wie der 46jährige Gesandte regungslos mit angelehntem Oberkörper in der Sänfte zusammengesunken daliegt, den Kopf weit nach hinten hängend. Die spätere Obduktion der Leiche ergibt, dass der Tod vermutlich sofort eingetreten ist nachdem die Kugel den Nackenwurzelknochen durchschlagen hatte.

Sofort macht die Annahme die Runde, dass es sich um ein gezieltes Attentat auf den deutschen Gesandten gehandelt habe. Die tatsächlichen Hintergründe sind bis heute ungeklärt. Doch scheint die schlüssigste Deutung zu sein, dass es sich bei dem Mord um die Tat eines Einzelgängers gehandelt habe, der es auf das für Christen und Ausländer ausgesetzte Kopfgeld abgesehen hatte. Damit ist Ketteler schlichtweg zufällig zum Opfer

gewesen. Somit ist der Mord kein gezieltes Politikum, wird aber schnell zu einem Politikum ersten Ranges im Rahmen der deutschen Weltpolitik gemacht.

Nach Ablauf des Ultimatums am 20. Juni beginnt die chinesische Seite pünktlich um 16.00 Uhr mit dem Beschuss und der Belagerung Gesandtschaftsviertels. Wegen der gekappten Nachrichtenverbindungen erreicht die Meldung von Kettelers Ermordung erst am 2. Juli Berlin. Wilhelm II. zeigt weder Betroffenheit noch eine übermäßige Erregung. In Kenntnis der Todesnachricht schreitet der Monarch in Marineinfanterieuniform mit Generalsabzeichen die Front der auf dem Torpedo-Exerzierplatz von Wilhelmshaven angetretenen I. und II. Seebataillon ab. Ohne auch nur auf die Tat zu sprechen zu kommen, verabschiedet er seine Soldaten mit den Worten: „Die deutsche Fahne ist beleidigt und dem Deutschen Reiche Hohn gesprochen worden. Das verlangt exemplarische Bestrafung und Rache.“ Bei der Verabschiedung des Expeditionskorps in Bremerhaven am 27. Juli allerdings fallen in seiner als „Hunnenrede“ berühmt und berüchtigt gewordenen Rede heftigere Worte. „Kommt Ihr vor den Feind, so wird er geschlagen, Pardon wird nicht gegeben; Gefangene nicht gemacht Wer Euch in die Hände fällt, sei in Eurer Hand. Wie vor tausend Jahren die Hunnen unter König Etzel sich einen Namen gemacht, der sie noch jetzt in Ueberlieferung gewaltig erscheinen läßt, so möge der Name Deutschland in China in einer solchen Weise bekannt werden, daß niemals wieder ein Chinese es wagt, etwa einen Deutschen auch nur scheel anzusehen.“

Für den Kaiser geht es jetzt nur noch darum, die deutsche Position in China zu stärken. Dazu müssen seine Truppen so schnell wie möglich vor Ort gebracht werden, damit sie nicht für die geplanten Landoperationen der internationalen Streitmacht und dem Entsatz des eingeschlossenen Gesandtschaftsviertels in Peking zu spät kommen. Doch die Deutschen kommen zu spät. Am 14. August befreit eine internationale Streitmacht ohne deutsche Beteiligung das Gesandtschaftsviertel in Peking.

Nach dem Einmarsch der alliierten Truppen findet man Kettelers Leiche, nicht weit von der Stelle, wo er erschossen worden ist unter einem drei Meter hohen Hügel von Sand, Erde und Unrat. Wahrscheinlich hätte man die Leiche gar nicht gefunden, wenn nicht ein anonymes Hinweis eingegangen wäre. Ketteler liegt in einem einfachen Sarg und seine Leiche ist schon im Verwesensstadium begriffen. So kann man ihn nur anhand der Dinge, die man ihm gelassen hat, identifizieren. Dazu gehört die Ledertasche mit dem Protestschreiben an den chinesischen Kaiserhof, andere persönliche Gegenstände wie die silberne Taschenuhr, die ihm seine Frau geschenkt hat, fehlen. Auf Wunsch seiner Gattin, Maud von Ketteler, wird seine Leiche provisorisch im Garten der Gesandtschaft beigesetzt. Danach wird sie von einem Kriegsschiff nach Deutschland überführt und in der Familiengrabstätte der Kettelers in Münster begraben.

Die Hinrichtung des Mörders des Gesandten von Ketteler, Feldwebel En Hai, erfolgt an einem entsetzlich klaren, kalten Januartag. Er verliert genau dort an der Hatamen-Straße sein Leben, wo er seine Tat begangen hat. Eine deutsche Militärkapelle begrüßt den neuen Kaiserlichen Gesandten Alfons Mumm von Schwarzenberg mit der „Wacht am Rhein“. Wegen der Kälte klingen die Instrumente verstimmt und die Melodie eher trübsinnig. An einem Klapptisch hat der Gerichtsschreiber bereits seinen Klapptisch mit Pinsel und Papier aufgestellt. Fröstelnd in seinen wattierten Gewändern wartet auch er auf den Richter, den Verurteilten und den Scharfrichter.

Die geschäftigste Straße der Hauptstadt des Reichs der Mitte wirkt an dieser Stelle eher wie ein heruntergekommenes Dorf. Auf dem eigentlich sehr breiten Fahrweg duldet man zwei Reihen strohgedeckter, windschiefer Buden und Hütten, in denen Althändler, Krämer, Schankwirte, Garköche, Schuhmacher, Schneider und andere Gewerbetreibende ihren Geschäften nachgehen. So muss sich der gesamte Verkehr im Herzen Pekings mit einer schmalen Gasse begnügen, wo unförmig große Ochsenkarren und Handlanger mit den für China typischen gewaltigen Schubkarren sich zwischen drängenden und schubsenden Menschen hindurchzwängen.

Dann wird der Delinquent auf einen von zwei Ochsen gezogenen Karren herangebracht. En Hai trägt seine dünne, schlabberige Gefängniskleidung und friert bitterlich. Als er seinen für die Hinrichtung vorgesehenen Platz erreicht hat, nimmt man ihm die Ketten ab und lässt ihn niederknien. Als der Richter zu ihm tritt, ruft En Hai aus, dass er nur auf Befehl seines Vorgesetzten gehandelt habe und um die versprochene Belohnung geprellt worden sei. Nichtsdestotrotz packt der Gehilfe des Scharfrichters En Hais Zopf und der Scharfrichter selber trennt mit seinem gewaltigen, leicht gebogenen und auf beiden Seiten scharf geschliffenen Schwert mit einem Schlag En Hais Haupt vom Rumpf.

In Peking muss die Regierung ein Erinnerungsmahnmal am Ort des Mordes mit einer mahnenden Inschrift auf Deutsch, Latein und Chinesisch errichten. Der Pailou, ein weißer Marmorbogen mit einem mittleren Durchgang von 7 m Breite und knapp 10 m Höhe und zwei seitlichen Durchgängen von je 5 m Breite, wird am 17. Januar 1903, es ist ein klarer, windstillter Wintertag, eingeweiht. Der Pailou überspannt die Hatamen-Straße an der Stelle, an der Ketteler zu Tode gekommen ist. Das Ehrenmal trägt die Inschrift: „Dieses Monument ist auf Befehl Seiner Majestät des Kaisers von China errichtet worden für den an dieser Stätte durch ruchlose Mörderhand gefallenen Kaiserlich Deutschen Gesandten, Freiherr Clemens von Ketteler, zum ewigen Gedenken an seinen Namen, zum bleibenden Beweise für den Zorn des Kaisers ob dieser Freveltat zur Warnung für Alle.“

In der chinesischen Öffentlichkeit scheint sich eher die Tat des Mandschu-Feldwebels mit dem Torbogen zu verbinden. In der Zwischenkriegszeit sollen nämlich Rikscha-Fahrer auf die Frage nach dem Denkmal nicht ohne Stolz geantwortet haben, dieses sei für einen chinesischen Patrioten errichtet worden, der einen deutschen Diplomaten getötet habe.

(Dr. Volker Schult)

Höhepunkt: Der „Weltmarschall“ kommt

Der 68jährige Feldmarschall Alfred Graf von Waldersee ist Wilhelms auserwählter. Am 18. August 1901 erhält er in Kassel von Kaiser Wilhelm persönlich den Marschallstab und in einer überschwänglichen Rede bezeichnet er ihn als Marschall der Truppen der zivilisierten Welt. Doch der „Weltmarschall“, wie er danach ironisch genannt wird, fährt seinen Truppen hinterher. Bereits nach der ersten (Falsch-)Meldung über den Tod des Gesandten von Ketteler fordert Wilhelm II. nicht nur, Peking den Erdboden gleich zu machen, sondern auch den deutschen Oberbefehl über die gemeinsame Militäraktion. Nach mühseligen

diplomatischen Verhandlungen gelingt es Wilhelm tatsächlich, die Zustimmung für einen deutschen Oberbefehlshaber zu erreichen. Wilhelm ist darüber übergelukkig. Nur, welche Befugnisse und Aufgaben der deutsche Feldmarschall konkret haben soll, darüber ist nirgends die Rede gewesen.

Unverdrossen nimmt Waldersee am 27. September die erste Parade der internationalen Streitmacht in Tianjin ab. Auf dem Bahnsteig erwarten ihn die Vertreter aller Offizierskorps. Der weißhaarige alte Herr mit dem rosigen glatten Gesicht entsteigt dem Salonwagen. Er ist eine imposante Erscheinung in einer ihm von Kaiser Wilhelm geliehenen Tropenuniform, wie sie der Kaiser auf seiner Reise nach Palästina getragen hat: ein gelblicher Waffenrock mit roten Aufschlägen und Gardelitzen. An der linken Schulter sind die Fangschnüre des General-Adjutanten angebracht, die andere zierte das Achselstück mit den gekreuzten Marschallstäben. Der Ulanensäbel hängt an einem breiten naturledernen Gurt, von zwei braunen Schulterriemen gehalten. Die gelblichen Reithosen und die hohen hellbraunen Reitstiefel ähneln denen der Kürassieroffiziere. In der rechten Hand trägt Waldersee einen kurzen Stock mit Silbergriff und silberner Quaste, den ihm der Kaiser als „Interim-Marschallstab“ verliehen hat. Vom Bahnhof geht es zum Empfang in das deutsche Konsulat. Es ist ein richtig großer Tag für die deutschen Truppen. Allerdings zeichnet Müdigkeit den Feldmarschall, nach einer 12.000-Meilen-Reise, die Umstellung der Lebensweise, auch sein Alter fordert Tribut, ebenso wie die „Peiho Krankheit“, die ihn schon am ersten Tag seiner Ankunft in Tianjin ereilt. Das ist doch alles ein bisschen viel für den Weltmarschall. Schon bald zieht er sich in sein Hauptquartier, ein dem Hause Krupp gehörende Villa, zurück.

Zu diesem Zeitpunkt ist China bereits militärisch geschlagen. Der Kaiser sieht seine Hoffnungen, dass ein deutscher Offizier die alliierten Truppen zur Eroberung Pekings anführen werde, jäh enttäuscht. Der Traum ist ausgeträumt. Waldersees Hauptaufgabe besteht nun darin, die Provinz Zhili von Boxern und chinesischen Regierungssoldaten zu säubern und durch Strafexpeditionen den Chinesen harte Bedingungen für einen Frieden zu diktieren. Dabei gehen die Deutschen rücksichtslos vor. Waldersee notiert in sein Tagebuch: „Wenn man bei uns zu Hause so harmlos ist zu glauben, es würde hier für christliche Kultur und Sitte Propaganda gemacht, so gibt das einmal arge Enttäuschung. Seit dem Dreißigjährigen Krieg und den Raubzügen der Franzosen zur Zeit Ludwigs XIV. in Deutschland ist ähnliches an Verwüstungen noch nicht vorgekommen.“

Der zu spät gekommene „Weltmarschall“ ist entschlossen, zu beweisen, was deutsche Soldaten zu leisten im Stande sind. Deshalb unternimmt er eine Reihe von Strafexpeditionen, was zu großem Leid in der betroffenen chinesischen Bevölkerung führt. „Das einzige, was mich stört, ist unsere Milde gegen die Chinesen“, so Waldersee. Über seine Racheexpeditionen schickt er begeisterte Briefe zu seinem Kaiser nach Potsdam und meldet, wie effektiv die Krupp-Geschütze funktionieren. Aus seiner Begeisterung macht auch Wilhelm keinen Hehl und schreibt eigenhändig zurück: „Wie es mich freut, von der ausgezeichneten Wirkung unserer schweren Haubitzen zu hören! Unsere ganze Feldartillerie kann stolz auf Sie sein.“

Angesichts der dann doch bis Deutschland dringenden Gräueltaten, wird August Bebel am 19. November 1900 im Reichstag ausrufen: „Nein, meine Herren, nicht Weltmarschall,

nicht Feldmarschall ist Graf Waldersee, er ist einfach Exekutionsmarschall. Das ist der Titel, der ihm gebührt, kein anderer.“

Doch davon weiß unser Weltmarschall nicht nichts. Im Gegenteil, jetzt ist der lang ersehnte Augenblick da. Am 17. Oktober um 11.00 Uhr vormittags erreicht Feldmarschall Waldersee endlich Peking. Sein Einzug gerät zu einem grotesken Triumphzug mit allem militärischen Pomp. Die eigentliche Arbeit ist bereits getan, doch nun gilt es, die Chinesen zu demütigen. Generalmajor von Hoepfner und sein Stab reitet der Kolonne Waldersees in einer riesigen Staubwolke entgegen und begleitet sie zum Südosttor der Chinesenstadt. Dort erwartet sie die internationale Generalität mit einem Spalier der Ehrenkompanien und Musikkapellen. Nach einer etwas steifen Begrüßung setzt sich der Zug durch die Stadt in Bewegung. Die Führung übernimmt je eine Schwadron amerikanischer Kavallerie und bengalischer Lanzenreiter. Hinter Feldmarschall von Waldersee wird die Kommandoflagge geführt, dann folgen die Generäle, die Stäbe, die Truppenkommandeure aller Kontingente, die Ehrenkompanien und zum Schluss eine japanische Kavallerieschwadron auf prächtigen Pferden.

Beim Ritt durch das Tschien-men-Tor schießen deutsche Soldaten mit chinesischen Geschützen von der Mauer Salut, an der Marmorbrücke über dem Lotus-See die Japaner. Der Ritt über diese Brücke, die zum Winterpalast führt, ist mit Bedacht zur Demütigung der Chinesen ausgewählt worden. Nie zuvor hat sie ein Europäer - und schon gar nicht zu Pferd - überquert, denn darauf steht bei den Chinesen die Todesstrafe.

Ein britischer Beobachter gibt sich eher unbeeindruckt und kann nicht umhinkommen, den pittoresken Anblick, den Waldersee an der Spitze des Ostasienkorps in Peking bietet, zu bespötteln:

„Sein Einmarsch wirkte wie eine Farce auf mich. Mir fiel besonders sein hohes Alter auf und dass die Kopfbedeckungen, mit denen man das deutsche Expeditionskorps ausgestattet hatte, einfach lächerlich waren. Sie waren aus Stroh und sahen aus wie die in Südafrika üblichen Kolonialhüte. [...] Das musste die Vorstellung eines Berliner Hutmachers von geeigneter Kopfbedeckung für einen Sommer- und Herbstfeldzug in Asien sein. Der Hut ist praktisch nutzlos, und einen Monat früher wären alle Männer an einem Sonnenstich gestorben.“

Waldersee hat beschlossen, in den Räumen der Kaiserin-Witwe in der Verbotenen Stadt untergebracht zu werden. Die chinesische Herrscherin werde das Beste schon für sich reserviert haben. Diesen Entschluss wird er schnell bitter bereuen.

Im Winterpalast empfangen Mitglieder der deutschen Gesandtschaft den neuen Hausherrn. Die erste Besichtigung der neuen Wohnstätte gerät zur ersten Enttäuschung für den alten Herrn. Als Palast im europäischen Sinne kann man die Häuser, in denen der engere Hof gewohnt hat, nicht bezeichnen. Die einzelnen Räume wirken kalt und kahl, denn Diebe haben zuvor alles an Wert gestohlen. Die anderen zum Palast gehörigen Gebäude wie Beamtenwohnungen, Tempel und Vorrathshäuser sind vollkommen leer geplündert, alle verschlossenen Behälter aufgebrochen und ihr Inhalt, soweit nicht von Wert, verstreut worden - ein regelrechter Schutthaufen. Waldersee klagt: „Jeder Landrat wohnt ja bei uns besser!“ Der Feldmarschall beschließt umzuziehen. Seine neue Heimstatt wird der Palast

der Pflege des Herzens, einer der größeren Paläste im Inneren Hof und damit im eigentlichen Wohnbereich des Kaisers, nicht weit von dem Wohnpalast der Kaiserin-Witwe entfernt. Beim Palast der Pflege des Herzens handelt es sich für chinesische Verhältnisse um ein ungewöhnlich hohes Gebäude mit kostbaren Schnitzereien an Wänden und Decken, das aber eher düster wirkt. Doch Waldersee ist sich sicher, dass hier die chinesischen Kaiser ihren Ministern und Beamten Audienzen erteilt haben, und speziell zu Neujahr haben sich hier die Kaiser die obligatorischen Glückwünsche ihrer Beamten angehört - scheinbar sehr zur Zufriedenheit des Weltmarschalls.

Von der Bedeutung seiner Persönlichkeit überzeugt und voll Eitelkeit bemerkt er: „Wenn ich nicht hergekommen wäre, ständen noch heute feindliche Truppen im Halbkreis drei Meilen vor Peking, und die Chinesen lachen über uns. Nur wenn man so scharf vorgeht wie möglich und rücksichtslos ist, kann man mit ihnen [den Chinesen] weiterkommen.“ Man kommt nicht umhin seinen gesamten Auftritt in China als Schauspielerei zu betrachten. Er spielt die Rolle des Weltmarschalls, um seinem Publikum - und das ist vornehmlich Kaiser Wilhelm - zu gefallen. Das wirkt sich nicht nur bei den von ihm angeordneten Racheexpeditionen, sondern auch bei der Episode um die Instrumente des kaiserlich-chinesischen Observatoriums, verheerend für den Ruf Deutschlands aus.

Kurz nach seinem Eintreffen erwecken die im Osten der Tartarenstadt unweit der Legationen auf der Stadtmauer aufgestellten Instrumente des kaiserlichen Observatoriums - ein Geschenk König Ludwigs XIV. - sein Interesse. Die neun mehrere Meter hohen Instrumente aus Bronze imponieren ihm. Sie dienen weniger astronomischen als astrologischen Zwecken, darunter ein Himmelsglobus von zwei Metern Durchmesser, ein großer Sextant und zwei Messgeräte zur Bestimmung von Höhe und Breite. Waldersee misst ihnen weniger wissenschaftlichen denn künstlerischen Wert zu. Besonders beeindruckt ihn die künstlerische Ausführung der monumentalen Drachenfiguren, auf denen die Instrumente ruhen. Er ist sich sicher, dass diese herrlichen Figuren seinen kaiserlichen Gönner daheim entzücken würden.

Da auch die Franzosen ein Auge auf die Instrumente geworfen haben, kommt man zu einer gütlichen Einigung. Der Himmelsglobus und einige andere Instrumente kommen nach Deutschland, der Rest soll im wieder angelegten Garten der französischen Gesandtschaft aufgestellt werden. Die deutsche „Beute“ wird schließlich in Potsdam auf der Terrasse der Orangerie im Park Sanssouci aufgestellt. Während die Franzosen schon bald die Instrumente an den chinesischen Hof zurückgeben, weigert man sich in Deutschland beharrlich. Erst im Artikel 131 des Versailler Friedensvertrages von 1919 muss Deutschland binnen 12 Monate die Instrumente nach China zurücktransportieren.

Winter in Peking sind für gewöhnlich bitterkalt und vollkommen trocken. Häufig fegt ein schneidender Wind Wolken von grauem Staub durch Straßen und Gassen. Gegen diese Staubstürme kann man sich nur notdürftig mit Tüchern vor Mund und Nase schützen. Für die Chinesen ist der Kang eine beheizte Lagerstatt, auf der man der Bodenkälte entgeht. Die Raumtemperatur hingegen ist ihnen recht gleichgültig, denn um sich gegen diese Kälte zu wappnen, ziehen sie sich warm an, Seide, Wolle, Pelze in mehreren Schichten übereinander. Der Kang wird nur solange beheizt, bis die Steine warm sind, was für die Nacht reicht. Die Deutschen hingegen sehen in den Kangs eine regelrechte Art Raumheizung. Sie heizen die Kangs bis sie glühen und füllen jedes erreichbare

Kohlenbecken bis an den Rand. Türen und Fenster bleiben geschlossen und werden noch möglichst abgedichtet. Da der Kang dann keine Zugluft mehr erhält, entströmt ihm giftige Gase, die sich im Raum sammeln. Opfer einer solchen Kohlenmonoxidvergiftung wird Oberst Graf von Yorck, den sein Bursche eines Morgens in tiefer Bewusstlosigkeit auffindet.

Auch Waldersee wird von einem ähnlichen Unglück heimgesucht. Es geschieht in der Nacht vom 17. zum 18. April 1901 im deutschen Hauptquartier im Winterpalast. Graf Waldersee hat sich gerade zur Ruhe begeben, als er draußen im Hof Lärm hört. Als er aus dem Fenster schaut, sieht er voller Entsetzen, hohe Flammen aus dem Fenster des Anrichterraums neben seinem Speisezimmer schlagen. Mit rasender Geschwindigkeit breiten sich die Flammen über Holzgerüste und Strohmatten der Sonnendächer von Haus zu Haus aus. Bald steht der ganze Komplex, der von dem übrigen Winterpalast durch eine Mauer abgegrenzt ist, in hellen Flammen. Waldersee kann sich nicht mehr ankleiden, nimmt seinen Marschallstab an sich und rettet sich, nur mit einem Mantel bekleidet, aus dem Fenster. Sein Stabschef General von Schwarzhoff dagegen ist nicht vom Glück begünstigt. Er stirbt in den Flammen. Etwas später findet man heraus, dass ein überheizter Ofen im Anrichtezimmer die Ursache für den Brand gewesen ist.

Nun hat Waldersee endgültig die Lust an seinem Wirken als Weltmarschall verloren, zumal nach dem Brand auch keine militärischen Operationen mehr stattfinden. Völlig abgebrannt, wirkt der Weltmarschall reichlich derangiert. So muss er sich Wäsche von den Offizieren seines Stabes borgen, einen Tropenhelm erhält er von der Stabswache, Litewka von den Reitern, Stiefel vom Oberkriegsgerichtsrat. Seine neuen Hosen kommen von der Kavallerie-Stabswache, Gamaschen vom deutschen Gesandten, Säbel von einem sächsischen Infanterieoffizier und das Koppelzeug schenkt ihm General Stuart. Etwas später näht ihm der Regimentsschneider der bengalischen Lanzenreiter aus englischem Stoff einen eleganten Khaki-Anzug und ein chinesischer Schuster fertigt ihm dazu passende hohe Schuhe an.

Völlig frustriert beschließt Waldersee seine Mission schnellstmöglich zu beenden. Auch in Berlin verliert Kaiser Wilhelm die Lust an der Chinaexpedition. Am Abend des 2. Juni erreicht Waldersee eine Depesche, in der der Kaiser ihm freistellt, den Tag seiner Abreise zu bestimmen. Waldersee entschließt sich schnell und schon am 3. Juni um 07 Uhr 30 morgens verlässt er den Winterpalast.

Sein Auszug aus Peking gestaltet sich jedoch anders, als sein pompöser Einzug. Wie die Chinesen schneiden ihn Russen, Franzosen und Amerikaner. Lediglich ein Schwadron der bengalischen Lanzenreiter wartet mit den deutschen Truppen in Paradedstellung vor dem Winterpalast. Dann setzt sich die gesamte Kolonne durch die zum deutschen Quartier gehörende Feldmarschallstraße in Bewegung, in der Leutnant von Jena die gesamten Hausbewohner hat aufstellen und ein Hurra schreien lassen. Weiter geht es durch die Verbotene Stadt und ihre Tore und schließlich in gerader Richtung durch die Kaiserstraße, die Walderseestraße schneidend, nach dem großen Platz am Himmelstempel, auf dem der Bahnhof liegt. Als sich der Zug langsam in Bewegung setzt, präsentieren die Ehrenwachen und schießt eine japanische Batterie Salut. General von Trotha bringt ein Hurra aus und das versammelte englische Offizierskorps stimmt ein Hep Hep Hurra an. „Dann“, so Waldersee, „ging es durch die Bresche der Stadtmauer, und Peking lag hinter mir!“

Wie wir gesehen haben, stand die Mission des Feldmarschalls von Waldersee unter keinem guten Stern. Er kommt zu spät, um an der Spitze der Truppen Peking zu erobern und das Gesandtschaftsviertel zu befreien. Es gibt keine größeren Schlachten unter seinem Kommando und damit auch keine militärischen Ehren zu ernten. Im Winter 1900/1901 sorgt die mangelnde Disziplin der internationalen Besatzungstruppen für ernsthafte Probleme. Die Spannungen zwischen den Truppenkontingenten selber wachsen und es kommt zu Disputen. Unglückliche Umstände untermauern Waldersees unglückselige Mission. So kommen mehrere hochrangige Offiziere bei Bränden ums Leben und Waldersee gelingt es gerade noch, sich in letzter Minute zu retten.

Heute sind die sichtbaren Zeichen der Erniedrigung Chinas, wie die Inschrift am Ketteler-Mahnmal oder die Mauern des internationalen Gesandtschaftsviertels verschwunden, doch die Erinnerung an die Strafexpeditionen, letztendlich unter Waldersees Oberkommando, sind geblieben. In einem kleinen historischen Museum in den Ruinen des Alten Sommerpalasts befindet sich eine Fotografie, die den feierlichen Einzug Waldersees nach Peking, einer pompösen Militärparade in die Verbotene Stadt, zeigt. Die Aufschrift lautet: „Vergesst niemals die Schande nationaler Erniedrigung.“

(Dr. Volker Schult)

19. Mai 2008. Mein letzter Tag in China

Noch einmal war ich am Platz des Himmlischen Friedens. Ich fuhr vorbei am Observatorium, das an der Kreuzung von zweitem Ring und Jianguomenwai Dajie liegt, und dessen Instrumente von Deutschen und Franzosen während der Niederschlagung des Boxeraufstandes als Beutekunst mitgenommen wurden. „Weltmarschall“ Waldersee spielte dabei eine unrühmliche Rolle. Ich habe das Qianmen besichtigt, das Tor, durch das dieser deutsche Feldmarschall einst ritt. Ich bin seinen Spuren gefolgt, habe noch einmal den Tianamenplatz durchschritten, die olympische Uhr, die noch 81 Tage anzeigt, in Augenschein genommen und gelange dann über die Marmorbrücke in die verbotene Stadt. Diese Brücke entweihte Waldersee bei seinem provozierenden Triumphzug einst, um die Chinesen zu demütigen. Natürlich versuche ich auch den „Palast der Pflege des Herzens“, in dem der Deutsche einst residierte, zu Gesicht zu bekommen, aber dieser im östlichen Teil des Kaiserpalastes gelegene Bereich ist für Besucher leider nicht zugänglich. Mit dem Taxi geht es dann vom Nordtor der Verbotenen Stadt aus auf der Nord-Südachse am Glocken- und Trommelturm vorbei Richtung Nordwesten, wo sich neben dem „neuen“ auch der „alte“ Sommerpalast befindet, der Yuanming Yuan, der in einer Strafexpedition von französischen und britischen Truppen 1860 vollständig zerstört wurde. Heute soll dieser Trümmerpark, wie es auf einer Gedenktafel heißt, die Chinesen an die „nationale Erniedrigung“ durch die Kolonialmächte erinnern. Wenn man sich hier das Foto von Waldersees Auftreten in Peking noch einmal anschaut und den Blick über die zerstörten Gebäude schweifen lässt, wird die Dimension des Patriotismus, der einem in China immer wieder begegnet und teilweise wohl befremden mag, ein wenig verständlicher.

Eine eigenartige Atmosphäre liegt heute über der Stadt. Die Fahnen wehen auf Halbmast, eine dreitägige Staatstrauer ist angekündigt. Vor genau einer Woche ereignete sich das furchtbare Erdbeben in Sichuan. Um genau 14.28, dem Moment, als das Erdbeben begann, steht der neue Flughafen, von dem aus ich das Reich der Mitte wieder Richtung Singapur verlassen werde, still, die Menschen gedenken in einer Schweigeminute der Opfer. Ein bewegender Moment. Ich verlasse ein Land, das sich in einem kollektiven Schockzustand befindet - und ich selbst? Ich kann mich nicht erinnern, diesem Land jemals so nah gewesen zu sein wie in diesem Moment. China, mein Traum, mein Leben.

(Bernhard Siever)

Eine Zusammenfassung dieser Texte ist erschienen im "Frankfurter China-Rundbrief" 3/2008